

von Theologen mit der großen Geschichte der Kirche in der Moderne in Zusammenhang setzen. Der Autor kann sehr gut zeigen, welche Gründe es für die Theologen gab, die sich selbst zu dieser Schule zählten, sich mit diesem Begriff auseinanderzusetzen, wie sie ihn dabei benutzten, um ihren Ansatz zu beschreiben, ihre eigene Arbeit zu legitimieren und aus welchen Gründen sie die Tübinger Theologie in der Geistesgeschichte der Moderne verankert haben.

Trotz der beeindruckenden Literaturkenntnis zum Thema wäre eine stärkere Berücksichtigung der historischen Forschung wünschenswert gewesen. Die Stellen, an denen der Autor seine Ausführungen durch Quellenmaterial fundieren konnte, sind daher die gelungensten des Buches; so etwa, wenn aus den Quellen gezeigt wird, weshalb die Beschäftigung mit der »Katholischen Tübinger Schule« dem Münchner Fundamentaltheologen Gottlieb Söhngen (1892–1971) ein zentrales Anliegen war oder warum der Würzburger Theologe Herman Schell (1850–1906) von dem Tübinger Dogmatiker und Apologeten Paul von Schanz (1841–1905) zu einem Vertreter der Schule erklärt wird.

Abschließend ist festzuhalten, dass mit obigen Beanstandungen nicht die Forderung nach Aufgabe des Begriffs »Katholische Tübinger Schule« verbunden ist. So ließe sich durchaus fragen, ob Reinhardts Prämisse, dass der Schulbegriff erfordere, man müsse alle Fakultätsmitglieder unter diesen Begriff subsumieren können, zwingend notwendig ist. Es soll hiermit lediglich auf methodische Schwierigkeiten hingewiesen werden, die nach Meinung des Rezensenten einer weiteren Anwendung des Begriffes eher hinderlich denn förderlich sind. Gerade im Hinblick auf die vom Autor am Ende der Arbeit konstatierten Forschungsdesiderate (581) ist eine weitere Beschäftigung mit dem Thema wünschenswert.

*Markus Thureau*

MATTHIAS BLUM, RAINER KAMPLING (HRSG.): Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus. Neutestamentliche Exegeten der »Katholischen Tübinger Schule« im 19. Jahrhundert und ihre Bedeutung für die katholische Bibelwissenschaft (Contubernium, Bd. 79). Stuttgart: Franz Steiner 2012. 271 S. ISBN 978-3-515-10199-8. Geb. € 52,-.

Unter dem Titel »Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus« haben Matthias Blum und Rainer Kampling im Jahr 2012 die Vorträge einer wissenschaftlichen Fachtagung des DFG-Forschungsprojekts »Neutestamentliche Exegeten der Katholischen Tübinger Schule im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung von Paul Schanz« veröffentlicht.

Der erste Beitrag von Ina Paul »Catholiken und Protestanten... nunmehr zu Brüdern umgewandelt?« gibt einen historischen Überblick über die konfessionelle Situation Württembergs im 19. Jahrhundert. Paul behandelt die Entwicklung des Katholizismus in Württemberg zwischen Autonomie und staatlicher Kirchenhoheit und untersucht, warum hier zwar viel »Kulturkämpferisches« zu finden ist, aber kein Kulturkampf wie in Preußen, so dass eine »Tradition im Kontroversen« (13) entsteht.

Besonderes Augenmerk verdient Ulrich Köpfs Beitrag, der die begriffsgeschichtliche Diskussion um den Schulbegriff der »Katholischen Tübinger Schule« weiterführt und damit auch die inhaltliche Klammer des besprochenen Sammelbands zu hinterfragen anregt. Ausgehend von einer Darstellung des Diskussionsverlaufs zwischen den Kritikern des Schulbegriffs (Reinhardt, Kustermann, Graf und Köpf) und seinen Verfechtern (in erster Linie Max Seckler) wendet Köpf sich den neueren Ergebnissen der begriffsgeschichtlichen Rekonstruktion zu. Seine Kritik bezieht sich hier besonders auf zwei Textzeugnisse, die Seckler in die Diskussion eingebracht hat und deren Einordnung Köpf in Frage

stellt. Das Bemerkenswerte an diesen Zeugnissen ist, dass hier die Diskussion über den Sprachgebrauch einer »Tübinger Schule« bei Mack und Merz für die Zeit um 1840 dokumentiert wird. Wo Seckler für eine frühere Datierung der die Diskussion auslösenden Preisschrift des protestantischen Theologen Merz plädiert und in die 1830-er Jahre zurückgeht, datiert Köpf die Belege später in die Zeit vor 1841. Neben dieser Kritik referiert Köpf seine bisher vorgebrachte Kritik und bietet Klarstellungen, wo er sich falsch verstanden sieht. Dies umfasst vor allem die Frage des Schulbegriffs: Für Köpf, der für die Bestimmung des Schulbegriffs die Relation zum Sprachgebrauch über die evangelischen Tübinger Schulen heranzieht, ist die personelle und inhaltliche Kontinuität das Charakteristikum einer Schule. Er kritisiert hier zu Recht, dass das Konzept der »Katholischen Tübinger Schule« im Kern auf Systematiker begrenzt ist und Neutestamentler wie Gratz eine untergeordnete Rolle spielen. Köpf ist sich allerdings mit Seckler darin einig, dass der Schulbegriff auch institutionelle, richtungs- und qualitätsbezogene Aspekte beinhaltet. Beide unterscheiden sich jedoch wiederum im Verständnis dieser Aspekte: Seckler ordnet den Richtungs-begriff auf der Ebene der Denkform und der prinzipiellen Optionen als einheitsbildende Momente der Schule ein und hat die Innovationskraft der Schule und die Neukonzeption eines theologischen Gesamtsystems vor Augen, wenn er von einer Qualität spricht. Köpf fasst die Richtungs-bildung einer Schule als an inhaltliche Positionen gebunden auf und bezieht den Qualitätsbegriff ausschließlich auf Niveaustandards und die äußere Anziehungskraft. Schließlich geht Köpf auch auf den von Seckler ins Gespräch gebrachten Aspekt des Selbstverständnisses von Schulvertretern ein. Im vorliegenden Fall sei ein solches allenfalls implizit gegeben und je nach Perspektive des Betrachters böten sich große Interpretationsspielräume. Auch wenn Köpf in der ersten Generation der Fakultät unter den Begründern der Theologischen Quartalschrift eine Übereinstimmung feststellen kann, sprechen in seinen Augen die inhaltlichen Unterschiede und Brüche in der späteren Zeit der Fakultät eine offenkundige Sprache.

Diesen Weg der Begriffskritik setzt Albert Franz mit seinem Beitrag über die »Systematik der »Katholischen Tübinger Schule« fort. Er fragt nach der »grundlegenden Gemeinsamkeit« der »Tübinger« (68), deren Anspruch, Theologie »als Antwort auf die Herausforderungen der Zeit« zu konzipieren, aus der heutigen Warte sehr allgemein erscheine (Köpf). Franz weist auf die innovative und exklusive Leistung der Tübinger einer Neukonzeption der Theologie für ihre Zeit hin und versucht auszuloten, auf welche Herausforderungen die Tübinger damit in je spezifischer Art und Weise reagiert haben und welches grundlegende systematische Verständnis von Theologie sich darin angesichts der Alternativen ihrer Zeit profiliert. So spricht er von einer »Tübinger Systemgestalt«, nach der Theologie im Ganzen als ein System konzipiert sei, das vom Prinzip der Synthese von Vernunft und Offenbarung, »Begriff und Geschichte, von philosophischer Konstruktion und reflektierender Kritik des Christentums« (79) bestimmt ist: Katholizismus als »Wirklichkeitssystem« (ebd.). Schließlich verortet Franz auch die Bibelwissenschaft in diesem System der Tübinger Theologie, der er schon bei Drey ein »zumindest in Ansätzen bemerkenswert modernes, historisch-kritisches Verständnis von Exegese« (81) bescheinigt.

Norbert Wolff zeichnet ein differenziertes Portrait des ersten Tübinger Neutestamentlers Peter Alois Gratz. Auch wenn er manche Pionierleistungen Gratz' inzwischen eingeholt sieht, gibt er wichtige Hinweise auf die Rolle Gratz' unter den Tübinger Theologen, z.B. bei der Begründung der Theologischen Quartalschrift oder auch beim Export der Tübinger Ideen in der Bonner Zeit von Gratz. Darüber hinaus zeigt Wolff bis heute Gültiges im Werk Gratz', etwa in Bezug auf die Bedeutung der Exegese für Theologie und kirchliche Praxis und auf das untrennbare Verhältnis von Bibelpastoral und Exegese.

Mit Andreas Benedikt Feilmoser, der 1820 die Nachfolge Gratz' antritt, beschäftigt sich der Beitrag von Matthias Blum. Ohne in der Debatte um den Schulbegriff zunächst eine Entscheidung vorwegnehmen zu wollen, greift Blum die von Seckler ausgemachte formale Trias als Anspruch »für einen katholischen Exegeten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts« (108f.) auf und stellt Feilmoser als kritischen Geist mit Blick aufs Ganze vor. Dies zeigt sich in Blums Augen daran, dass Feilmoser einerseits für seinen Scharfsinn gelobt werde und dass seine Exegese für seine Zeitgenossen gleichzeitig eher für Konfliktstoff mit der kirchlichen Lehre gesorgt habe. Demgegenüber sieht Blum in Feilmosers Verständnis der kirchlichen Basis des freien und sachlichen Diskurses eine Sicherheit in der Auseinandersetzung verbürgt, weil er die mündliche Überlieferung oder die Schriften der Kirchenväter genauso berücksichtigt wie erste text- und literarkritische Errungenschaften. In Anbetracht des 1970 eingebrachten, aber bis dato nicht eingelösten Vorschlags Reinhardts, »zu prüfen, welchen Eindruck Feilmosers Exegese heute macht« (112), plädiert Blum für ein Beibehalten des Begriffs der »Tübinger Schule« als einer Schule von »Selbstdenkern« (Kasper).

Christoph Heil befasst sich mit Martin Joseph Mack, der nach dem Tod Feilmosers 1820 dessen Lehrstuhl übernimmt und vor allem wegen seiner Haltung im Mischehenstreit bekannt ist. Auch wenn Macks exegetische Veröffentlichungen in einen kurzen Zeitraum fallen, zeugen sie jedoch laut Heil von einem »umfangreichen religionsgeschichtlichen und theologischen Wissen« (136). Im Rahmen des übergeordneten Spannungsbogens des Sammelbands widmet sich Heil der Frage, inwiefern Mack, der gern als Möhlerianer und als Ultramontaner gesehen wird, gleichzeitig auch als Vertreter der »Katholischen Tübinger Schule« gelten kann. Heil bejaht diese Frage mit dem Verweis auf die theologische Eigenständigkeit Macks, die ihn alle drei Kriterien Secklers für eine Zugehörigkeit zur Schule erfüllen lassen (vgl. 146).

Mit einem Beitrag über Joseph Gehringer, der ab 1841 auf Mack nachfolgt, eröffnet Michael Theobald eine neue Sicht auf einen Wegbereiter der Zweiquellenlehre und den Autor einer Evangelien-synopse auf dem Tübinger Lehrstuhl für neutestamentliche Exegese. Auch wenn Theobald davon ausgeht, dass Gehringer nicht »zu den Koryphäen« (147) der Schule gehört, zeigt er anhand ausgewählter Beispiele von Gehringers Exegese der Abendmahlsberichte und liturgischen Überlegungen zur Messpraxis, wie dieser durch die »von ihm gelebte Einheit von Pastoral und Theologie« (180) überzeugen kann.

Rainer Kampling bringt mit seinem Aufsatz über Moritz Aberle Überlegungen »zur Selbstkonstruktion eines Wissenschaftlers« ein. Kampling untersucht hier das Bild von Aberle, der zwar aus der Ecke des »Tübinger ›gemäßigten Ultramontanismus« stamme, dennoch als Kritiker von Papst Pius IX. und des Unfehlbarkeitsdogmas zum fortschrittlichen Theologen stilisiert worden sei. Kampling zeigt, dass diese Etikettierungen zu kurz greifen. Anhand der Debatte um die Datierung des Abendmahls macht er so exemplarisch sichtbar, wie Aberles streng wissenschaftlicher Ansatz ein Verständnis des Textes aus sich selbst heraus sucht und nicht im Dienste einer Lesart – sei sie dogmatisch oder historisch. Die Grundlage dafür bilde die von Aberle entwickelte vollständige Geschichte der neutestamentlichen Schriften.

Die Reihe der Tübinger Neutestamentler wird von Markus Thureau abgerundet, der sich in der Ära von Paul von Schanz der »Katholischen Exegese nach dem Ersten Vatikanischen Konzil« widmet. Ausgehend von Schanz' Verortung und Vermittlung der Theologie als Wissenschaft im gesamtwissenschaftlichen Kontext, besonders in Bezug auf die Naturwissenschaften, konzentriert sich Thureau auf den theologiepolitischen Fokus der Modernismuskrise. Schanz habe der katholischen Exegese hier einen Mittelweg gebahnt, der sie sowohl als wissenschaftliche als auch als konfessionelle theologische Disziplin

bestimmt und mithilfe der Differenzierung von vier Grundsätzen für ein Proprium einer katholischen Exegese ermöglicht: 1. Der vom Tridentinum vorgegebene biblische Kanon als Textgrundlage in der 2. von der Vulgata authentisch überlieferten Form; 3. ein adäquat zu entwickelndes Verständnis der Inspiration und 4. das Selbstverständnis der katholischen Exegese als einer Auslegung im Horizont der kirchlichen Norm (vgl. 207ff.).

Auf diesen chronologischen Durchgang durch die Lehrstuhlgeschichte folgen schließlich zwei reflektierende Aufsätze: Robert Vorholt beleuchtet die Thematik mit Überlegungen zum Inspirationsbegriff von einer ganz anderen Seite her: Seine Ausführungen, die sich in exemplarischen Gängen an eine Inspirationstheologie aus moderner exegetischer Perspektive annähern, sind zunächst vielleicht weniger spezifisch auf die Tübinger Exegeten bezogen, jedoch mit Blick auf den inhaltlichen Spannungsbogen des Sammelbands »Zwischen katholischer Aufklärung und Ultramontanismus« gewinnbringend, da der Inspirationsbegriff sich auf dem Grat zwischen diesen beiden Extremen neu zu bewähren hat.

Dieser Perspektive stellt Otto Weiß schließlich von der anderen Seite des Bogens her die Frage gegenüber: »Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Theologie?«, und er beantwortet diese Frage mit dem Bestreben des Theologen, die »Wahrheit der Offenbarung« in zeitliche Begriffe als »Wahrheit in Geschichte« zu vermitteln. Für das 19. Jahrhundert stelle sich diese Aufgabe angesichts der geistesgeschichtlichen Entwicklungen (Rationalismus der Aufklärung, Fideismus und Supranaturalismus, positivistisch orientiertes Streben nach objektivierender Wissenschaft und Krise des Positivismus am Ende des Jahrhunderts) in besonderer Form. Weiß skizziert zwei Antwortmöglichkeiten, die die Theologie darauf findet, und spielt sie für die Tübinger Exegeten durch: Der Strategie von Offenheit und Begegnung (aufgeklärte Theologen, Sailer und Drey, Hirscher und Möhler) stellt er die Alternative von Abschottung bzw. Verdrängung und Distanzierung gegenüber (restaurative Theologen – die sich allerdings auch auf Möhler berufen könnten – und das Aufkommen der sogenannten »römischen Theologie«), die in Weiß' Augen mit Blick auf die Modernismuskrise der Strategie der Begegnung unterlegen ist.

Neben der Leistung, erstmals einen chronologischen Überblick über die Folge der Ordinarien des Lehrstuhls für Neues Testament an der Tübinger Katholisch-Theologischen Fakultät im 19. Jahrhundert zu geben, liegt eine Stärke des Bandes darin, dass dem Leser zwei alternative Lesarten überlassen bleiben: Einerseits kann dieser systematisch-chronologische Überblick über die Vertreter der Neutestamentlichen Exegese an der Tübinger Katholischen Fakultät als deskriptive Reihe gelesen werden, andererseits werden Parallelen deutlich, die den roten Faden einer Tübinger Theologie auch in der Spannung zwischen »katholischer Aufklärung und Ultramontanismus« hervortreten lassen. Mag der Leser selbst entscheiden, ob dieser rote Faden so viel Zugkraft entwickelt, dass er dafür den Schulbegriff bemühen möchte oder ob er die Rede von den »Tübinger Theologen« bevorzugt. Für beide Alternativen gibt es Gründe. Allerdings stellt sich die Frage, ob es nicht an der Zeit wäre, diese nominalistischen Erörterungen zurückzulassen und – mit aller Kritik im Gepäck – sich auf einen Sprachgebrauch zu einigen, der, obgleich historisch determiniert, auch Interpretationsspielräume offen lässt und eine weiterführende Funktion im Diskurs erfüllt. Dies wäre nämlich auch für die Frage relevant, wie und unter welcher Leitidee diese Geschichte der katholischen Tübinger Exegeten für das 20. Jahrhundert fortgeschrieben werden könnte.

*Stefan Warthmann*